



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Litteratur

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Gebrauchsgegenstand soll geschmückt oder, wie unsere Kunstgewerbetreibenden so schön sagen, mit einem „dekorativen Schmuck“ versehen sein. Das ist aber keine leichte Aufgabe, und in den meisten Fällen wird sie denn auch höchst unbefriedigend gelöst. In unsern Schaufenstern stehen Berge von Geschmacklosigkeit aller Art; wer soll das nur kaufen? frage ich mich täglich, ich möchte es ja nicht geschenkt haben. Da hilft man sich denn mit Inschriften, das ist der billigste „dekorative Schmuck.“ Da entstehen dann diese Rückentissen mit „Ruhe sanft!“ und diese Schlummerrollen mit „Nur ein Viertelstündchen!“, diese Klammersäcke mit „Gut Wetter!“ und diese „Tischläufer“ mit „Guten Appetit!“, da entstehen auch diese Schränkchen und Kästchen, die einem zurufen: „Ich bin nämlich der Eierschrank, und ich der Wickskasten!“ Mich schüttelt's, wenn ich dergleichen sehe. Meisenbach überall!



## Litteratur

Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. Historisch-kritische Gesamtausgabe besorgt von Horst Kohl. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung. 2. Bd. 1862 bis 1865 (1892). 3. Bd. 1866 bis 1868 (1892). 4. Bd. 1868 bis 1870. 5. Bd. 1871 bis 1873. 6. Bd. 1873 bis 1876. 7. Bd. 1877 bis 1879. 8. Bd. 1879 bis 1881 (sämtlich 1893)

Diese große, nach Anlage und Ausstattung wahrhaft musterergiltige, monumentale, des gewaltigen Mannes würdige Ausgabe, deren erster Band in diesen Blättern schon 1892 (2. Quartal, S. 499 ff.) ausführlich besprochen und gewürdigt worden ist, hat im vergangnen Jahre so schnelle Fortschritte gemacht, daß ihr die Kritik kaum folgen konnte, und wir es uns auch hier versagen müssen, auf den Inhalt näher einzugehen, denn das würde eine Geschichte der deutschen und preußischen Politik von 1862 bis 1881 bedeuten. Die Ausgabe bringt hier, wo es sich um die Reden eines leitenden Ministers im preußischen Landtage, im norddeutschen und deutschen Reichstage, im Zollparlament und im preußischen Volkswirtschaftsrate, zuweilen auch im Bundesrate handelt, zunächst die Reden Bismarcks, dann aber auch sämtliche Thronreden aus dieser Zeit, die zwar nicht von Bismarck, aber doch unter seiner Verantwortung gehalten worden sind; sie fügt ferner nicht nur alle Zwischenrufe u. dgl. hinzu, sondern bruchstückweise oder im Auszuge auch die Reden anderer, giebt in den Anmerkungen historische und andre Nachweise und endlich zu den einzelnen größern Abschnitten knappe, streng sachlich gehaltne historische Einleitungen, so eine über die Vorgeschichte des preußischen Konflikts seit 1862, eine andre über die Entstehung des Krieges von 1870 (die der Fürst selbst durchgesehen und eigenhändig korrigirt hat, und die, beiläufig bemerkt, sehr geeignet ist, das läppische oder hohle Geschwätz über die sogenannte „Fälschung“ der Emser Depesche ins richtige Licht zu stellen) u. s. f. Beigefügt sind ferner die Ansprachen beim Empfange der Reichstagsdeputation in Versailles am 18. Dezember 1870, die Kaiserproklamation vom 18. Januar 1871, Aktenstücke zur Vorgeschichte oder zur Erläuterung der französischen Kriegserklärung, des sogenannten Kulturkampfes, der Steuer- und Wirtschaftspolitik u. a. m., dann die kirchenpolitischen Gesetze nach der Regierungsvorlage und den Beschlüssen des preußischen Landtags, das Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie vom 21. Oktober 1878 u. dgl. Eine sorgfältige Inhaltsangabe der einzelnen Reden des Fürsten

in jedem Bande erleichtert die Übersicht, und ein genaues doppeltes Register über Personen und Sachen ermöglicht es, ohne Mühe auch Einzelheiten, sogar Schlagworte, rasch aufzufinden. Die gewaltige parlamentarische Thätigkeit, die uns diese Bände vorführen, wird, nach den zehn Jahren 1852 bis 1862, den diplomatischen Wander- und Lernjahren Bismarcks, die zwischen dem Schlusse des ersten und dem Anfange des zweiten Bandes liegen, nur noch zweimal von längern, nicht nur durch die natürlichen Pausen der Sessionen veranlaßten Zwischenräumen unterbrochen. Sie endet in der Konfliktzeit mit der Thronrede vom 23. Februar 1866 zum Schlusse des Landtags und beginnt mit der Thronrede am 5. August desselben Jahres zur Eröffnung des neugewählten Landtags. Dazwischen hatten „Eisen und Blut,“ nicht „Reden und Majoritätsbeschlüsse“ Geschichte gemacht und die preussischen wie die deutschen Verhältnisse auf eine neue Grundlage gestellt. Ebenso klappt zwischen dem Schlusse des norddeutschen Reichstags am 21. Juli 1870 und der Thronrede zur Eröffnung des ersten deutschen Reichstags am 21. März 1871 die bedeutsame Lücke, die der Krieg gegen Frankreich und die Begründung des deutschen Reichs ausfüllen. Bei solchen Gelegenheiten wird besonders deutlich, daß Bismarcks Reden vor parlamentarischen Körperschaften eben nur einen Teil seiner ungeheuern Thätigkeit darstellen, und kaum den wichtigsten. Und doch, wie spiegelt sich schon in ihnen die ganze gewaltige Zeit plastisch deutlich wieder! Der Konflikt, die Gründung und der Ausbau des norddeutschen Bundes, die parlamentarische Gestaltung des Zollvereins, die Einrichtung des deutschen Reichs, der Kulturkampf, das Sozialistengesetz und die daran anknüpfende sozial=monarchische Wendung in der Steuer- und Wirtschaftspolitik, dazwischen die auswärtigen Verhältnisse, der schleswig=holsteinische und der österreichische Krieg, die Luxemburgische Frage und der französische Krieg, schließlich die orientalischen Verwicklungen und der russisch=türkische Krieg, das alles zieht vor unsern Augen vorüber. Am meisten dramatisches Leben tritt unzweifelhaft in den Jahren der Reichsgründung hervor, 1862 bis 1871; da ist der Kampf am heftigsten, da sind die Ziele die höchsten, da ist der Umschwung am gewaltigsten; es ist unsre moderne Heldenzeit, die uns diese drei schönen Bände (2 bis 4) vorführen, und sie wirkt vielleicht um so ergreifender, je mehr nur die handelnden Männer selber zu Worte kommen, ohne Kritik und ohne jedes störende Dazwischenreden dritter. Aber wo man auch das Werk aufschlägt, überall fühlt man sich unwiderstehlich gefesselt von dem mächtigen Geiste, der diese Reden geschaffen hat. Frisch und schlagfertig, tapfer und ehrlich, humoristisch und satirisch, schonungslos und maßvoll, sachkundig in jeder Einzelheit und von einer Höhe und Weite der Gesichtspunkte wie kein anderer, dabei stets monarchisch und stets national bis in die innerste Faser seines Wesens, das ist der Bismarck dieser Reden. Vier weitere Bände werden das große Unternehmen, dem der Fürst persönlich das lebhafteste Interesse widmet, wohl im Verlaufe dieses Jahres zum Abschluß bringen.

Die Volkswirtschaft im Königreich Sachsen. Historisch, geographisch und statistisch dargestellt von Heinrich Gebauer, Lehrer an der Öffentlichen Handelslehranstalt der Kaufmannschaft zu Dresden. Drei Bände. Dresden, Wihl. Baensch, 1893

In drei starken Bänden von zusammen beinahe zweitausend Seiten entrollt der Verfasser ein getreues Bild der Volkswirtschaft des kleinen Königreichs, das, als die rechte Mitte Deutschlands, alle Licht- und Schattenseiten unsers hochentwickelten Wirtschaftslebens in ihrer höchsten Steigerung darbietet. Das Werk beginnt mit einer Beschreibung des Landes, seiner Bodengestalt, seiner Berge und

Ebenen, seiner Gewässer, seines Klimas und handelt dann ab: die Land- und Forstwirtschaft, den Bergbau, die Gewinnung und Verarbeitung von Steinen und Erden, die Metallindustrien, die Textilindustrien, die verschiedenen kleineren Industrien, die Industrie der Nahrungs- und Genussmittel, das Buchgewerbe, Handel und Verkehr, die Verkehrswege. Das reiche Material wird ohne tendenziöse Färbung dargeboten; subjektive Betrachtungen werden weder eingeflochten noch angehängt; wer sich über die Landwirtschaft oder die Industrie Sachsens zu unterrichten Lust hat oder genötigt ist, der hat an diesem Werke ein vollständiges, zuverlässiges, in keiner Beziehung anstößiges Hand- und Nachschlagebuch.

Ein Thüringer Landpfarrer im dreißigjährigen Kriege. Mitteilungen aus einer Kirchenchronik von E. Einert. Arnstadt, Emil Frotischer, 1893

Ein Beitrag zur Geschichte von Deutschlands trübster Zeit, eine Glendsschronik, die für eine kleine Landschaft (die Grafschaft Schwarzburg-Arnstadt) und ein thüringisches Dorf (Dornheim bei Arnstadt) einen solchen Posten von trostloser Kriegsnot, von fortgesetzter Verraubung und Plünderung, von Verwüstung, Hunger und roher Verwilderung darstellen, daß man vor der Summe erschrickt, die sich ergeben möchte, wenn man auch nur tausend solche Aufzeichnungen zusammenstellte, wie sie der gut-lutherische Pfarrherr von Dornheim, Magister Schmidt, zwischen 1625 bis 1650 in sein Kirchenbuch eingetragen hat. Er war seiner roh gewalttamen und grausamen Zeit besser gewachsen, als tausend andre Amtsgenossen; der derbe Humor, die Entschlossenheit, mit der der Gottesmann vereinzelte Plünderer und Bedränger mit dem Morgenstern aus seinem Hause jagt, die unerschütterliche Zuversicht, die in Bibel und Katechismus und andererseits in Galgen und Rad die zuverlässigen Heilmittel der kranken, wüsten Zeit sah, kamen ihm in den harten Erfahrungen und Prüfungen eines schlimmen Vierteljahrhunderts zu Hilfe und zu gute. Ist auch das Schriftchen, zu dem die Aufzeichnungen des Magisters Schmidt sehr anziehend bearbeitet worden sind, zunächst für Thüringen von Interesse, so verdient es doch auch in weitem Kreise bekannt zu werden.

Bei den historischen Erläuterungen sind ein paar Unklarheiten oder Irrtümer untergelaufen. Seite 30 steht, daß Gustav Adolf von Schweden am 22. Juli 1632 Erfurt eingenommen habe und am 26. nach Arnstadt gekommen sei. Aber Erfurt wurde schon wenige Wochen nach der Breitenfelder Schlacht von Herzog Wilhelm von Weimar, dem Bundesgenossen des Schwedenkönigs, für diesen besetzt, der Zug des „Helden aus Mitternacht“ über den Thüringer Wald nach Franken fand im Oktober 1631 statt, im Juli 1632 stand der König bei Nürnberg. Im Oktober 1632, kurz vor Lützen, war (wie der geistliche Chronist diesmal richtig angiebt) Arnstadt für fünf Tage das Hauptquartier Gustav Adolfs.

Aphorismen. Von Weil. Sr. Kaiserl. Hoheit Erzherzog Karl von Österreich. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1893

Eine Schrift, die den Sieger von Stockach und Aspern zum Verfasser hat, darf auf ein gewisses Interesse nicht bloß in Österreich, sondern auch im deutschen Reiche zählen. Der Erzherzog, der bekanntlich trotz seiner kriegerischen Vorbeeren mehr eine beschauliche, als eine thatkräftige Natur war und in dem größern Teil seines Lebens durch die Verhältnisse zur Zurückgezogenheit gezwungen wurde, liebte geistige Beschäftigung, las viel und schrieb einiges. In dem kleinen Büchlein „Aphorismen“ hat er in den Jahren 1815 und 1816 (zum kleinern Teile auch später) eine Reihe von Gedanken niedergelegt, die teils als allgemeine Ergebnisse seines Lebens, seines ernstn Nachdenkens über Menschen und Zustände, teils als

gewichtige Aussprüche des erprobten Soldaten und Feldherrn erscheinen. Die erstern knüpfen mehr als einmal an Erzherzog Karls Lieblingschriftsteller Tacitus an, in den letztern verriät sich, daß der Kaisersohn auch dann nicht aufhörte, die großen militärischen Ereignisse mit Anteil zu verfolgen, als ihm selbst jede Bethätigung seiner Feldherrneigenschaften unter sagt war. Von der Art dieser Reflexionen ist es schwer, kurze Proben zu geben, ihre innere Übereinstimmung ist das wichtigste und interessanteste. „Napoleon Bonaparte — heißt es im ersten Abschnitt — war alles, nur kein Mensch; daher hat er alle Gefühle, nur nicht jenes [echt österreichisch!] der Liebe seiner Nebenmenschen in Anspruch genommen und wurde folglich allgemein verlassen, wo nur dieses mehr [!] gelten konnte.“ Und in dem siebenten (rein militärischen Beobachtungen gewidmeten) Abschnitt schreibt der Erzherzog: „Von Bonapartes und Wellingtons Siegen erscheinen jene [!] von Marengo und Waterloo als die glänzendsten und folgenreichsten; und doch sind diese unter allen, welche sie erkämpften, gerade diejenigen, die sowohl in Rücksicht der vorhergegangnen Operationen als der Anordnungen des Gefechts selbst dem meisten Tadel unterliegen. Den höchsten Ruhm, der beiden Feldherren wegen ihrer Thaten gebührt, ernteten sie dort, wo sie ihn am wenigsten verdienten. So spielt das Schicksal mit den Menschen, und jeder Schritt in der Geschichte beweist ihnen, daß ihr Wirkungskreis beschränkt und stets einer höhern Leitung untergeordnet ist.“ Daß neben den schärfer gefaßten, wirklich durchdachten und selbständigen Äußerungen auch Gemeinplätze stehen, wird niemand Wunder nehmen; fürstliche Schriftsteller erfahren bei Lebzeiten nur soweit Kritik, als sie Selbstkritik zu üben vermögen. Charakteristisch ist, daß die Aphorismen des Prinzen beinahe nirgends an österreichische Zustände seiner eignen Zeit anknüpfen. Das Schweigen ist in diesem Falle berecht.

Aus dem modernen Rußland. Von Bernhard Stern. Berlin, Siegfried Cronbach, 1893

Der Verleger der Kennanschen Sensationschriften über Sibirien findet seine Rechnung dabei, weitere Blätter russischer Skandalchroniken umzuschlagen. Aber Bernhard Stern ist nicht George Kennan. Wir kennen von ihm ein Bändchen: Intime Episoden aus dem Hofleben der Romanows, das auf den Simmentempel ausgeht und russischen Hofplatsch noch viel ungeschickter und platter verarbeitet als die spekulativen Verfasser der Sociétés de Berlin, de Vienne u. s. w. Weiter ist uns eine Sammlung von „Reisemomenten“ Vom Kaukasus zum Hindukusch unter die Hände gekommen, die einiges in derselben Richtung leistet, im übrigen aber den Eindruck macht, als ob der Verfasser nicht alles gesehen und erlebt hätte, was er beschreibt, ausgenommen vielleicht die Judenquartiere in Samarkand, in denen er Bescheid zu wissen scheint. Auch in diesem neuen Buch manuskelt es bedenklich, und Stoff, Auffassung und Stil versehen den Leser manchmal an die Wirtstafel eines Gasthauses, das von jüdischen Geschäftsreisenden bevorzugt wird. Ganz ohne Sachkenntnis ist der Aufsatz Dorpat und Jurjew geschrieben. Man könnte solche für Dumme berechnete Bücher unbeachtet lassen, wenn sie nicht gerade Rußland betreffen. Aber unsere gute Litteratur über Rußland ist zum Erbarmen arm und klein. Wir nehmen jetzt Wallace und Leroy Beaulieu in die Hand, um uns über Rußland zu unterrichten. Vor einigen Jahrzehnten trugen die treuesten und gründlichsten Schilderungen die Namen Harthausen, Kohl, Wagner. Es ist Zeit, daß wir uns wieder eingehender mit Rußland beschäftigen. Deutschland hat die Pflicht, sich noch aus andern Quellen als den Schriften unzufriedener Balten und Polen und sensationslüchiger Tageschriftsteller über sein größtes Nachbarland zu unterrichten.

Poetische Übersetzungen. Während sich auf der einen Seite die Einsicht verbreitet, daß alle echte lyrische Poesie etwas so Organisches, mit ihrer Sprache unlösbar Verwachsenes sei, daß auch die meisterhafteste Übersetzung eine empfindliche Einbuße an freier Unmittelbarkeit und Melodik des Wortes in sich schließe, reizt auf der andern der alte Traum von Beherrschung der Weltliteratur, der alte kosmopolitische Zug des Deutschen zur Fremde, unsre poetischen Talente zur Verdeutschung des Schönen und Charakteristischen aus aller Herren Ländern. Wenn Emanuel Geibel gesungen hat:

Zu Teil ward uns die ehoreiche Brust  
 Von allen Völkern! Hell, wohin wir schritten,  
 Klangs in uns nach. Des Griechen Schönheitslust,  
 Des Römers Hochsinn, den Humor des Briten,  
 Des Spaniers Andachtsglut und Ehrenlust,  
 Des Franzmanns Wit und leichtgefällige Sitten,  
 Das Hirten Glück aus fernen Morgenlanden,  
 Wer hats wie wir ergriffen und verstanden?

so ist das nicht eitel Selbstruhm, sondern ein Stück Wahrheit gewesen, und es läßt sich nur beklagen, daß eine ganze Schatzkammer vorzüglicher und feinsinniger poetischer Übersetzungen, in denen manche ernste Lebensarbeit steckt, so gut wie unbekannt geblieben ist. Wie eng sind die Kreise, die etwas von Th. Heyes „Catull“ und Adolf Bacmeisters „Horaz,“ von Paul Heyes italienischen Dichtern, von S. Hasenclevers „Michelangelo“ u. s. w. wissen, wie klein ist das Publikum für die lange, fast endlose Reihe vorzüglicher Verdeutschungen aus allen Litteraturen von jeher gewesen oder doch geworden! Übersetzungen haben ihre Schicksale, so gut wie Originalbücher, und nicht die Vortrefflichkeit ist die Bürgschaft für die Verbreitung, sondern ein gewisses Etwas, das noch kein Verstand der Verständigen gesehen hat. Die Kritik braucht glücklicherweise nach diesem undefinierbaren Etwas nicht weiter zu suchen, sie kann sich an der Vortrefflichkeit genügen lassen. So hat sich, seit Jahresfrist etwa, wiederum eine Anzahl von Übersetzungen und Nachbildungen fremder Dichtungen bei uns angesammelt, allesamt in zierlichen Bändchen, die darauf hinweisen, daß sie sich gut zu Geschenken eignen würden, wenn man heutzutage noch andre Bücher schenkte, als das berühmte „eine“ Buch, dem die Herren Sortimentsbuchhändler so brünstig vom Oktober bis zum Dezember entgegenharren.

Da haben wir denn zuerst eine Sammlung Perlen griechischer Dichtung, ins Deutsche übersetzt von Hermann Griebenow (Leipzig, Th. Knauer, 1893), bei der wir freilich vor der alten Frage stehen, ob es geraten oder auch nur zulässig sei, antike Gedichte in modernen Versmaßen und gar mit deutschen Reimen wiederzugeben. Griebenow beruft sich darauf, daß er die Art, den Urtext in übertrieben freier Weise zu behandeln, den Inhalt um der poetischen Stimmung oder des Kolorits willen entweder zu kürzen oder durch willkürliche Zusätze bis zur Unkenntlichkeit zu erweitern, aus dem Wege gegangen sei und den Versuch gemacht habe, den Übersetzungen ohne Kürzungen und Zusätze ein ansprechendes deutsches Gepräge zu geben. Das läßt sich hören und erweist sich auch als wahr; dazu hat Griebenow eine Blütenlese veranstaltet, in der neben dem bekanntesten auch vieles vertreten ist, was nicht gerade am Wege wächst. Aber wir fragen uns doch, ob es in der That ein Publikum giebt, das sich griechische Lyrik nur in der Tracht der deutschen Reimkunst aneignen kann? Daß die künstlichen Hymnen und Odenformen, trotz Klopstock und Platen, unter uns nicht volkstümlich, nicht eigentlich lebendig geworden sind, leugnet wohl niemand. Aber an den reimlosen

Vers hat sich doch jedes deutsche Ohr gewöhnt, und Gedichten von Theognis, Alkaios, Sappho und Minnermos giebt der Reim einen fremden Zug. Der Übersetzer hat selbst gefühlt, daß der Reim nicht überall anwendbar sei, und so gut er den größern Gedichten des Simonides von Amorgos die Reime geschenkt hat, würde er sie auch andern haben erlassen können. Was Griebenow will, ist gut und richtig: freie Bewegung des Lesers in der gewohnten Dichtersprache, aber dazu bedarf es nach unsrer Empfindung nicht der Reime. Dem vortrefflich ausgestatteten Bändchen hat Griebenow ein biographisches Verzeichnis der Dichter beigegeben, die darin vertreten sind.

Aus dem fast unerschöpflichen schriftlichen Nachlaß Friedrich Rückerts hat E. A. Bayer Übersetzungen Aus Saadis Diwan (Berlin, Hans Listeneder, 1893) herausgegeben, die die ganze Sprach- und Übersetzervirtuosität Rückerts wiederum entfalten und uns den persischen Dichter hauptsächlich als Spruchweisen näher bringen. Die von Rückert ausgewählten und verdeutschten Proben stammen aus Saadis Oden und Hymnen oder persischen Kassiden, aus dem Buch der „Süßigkeiten“, dem der „Wunderposien“, der „Siegelringe“, der „Alten Gaselen“, der „Gaselenbruchstücke“, der „Frisivolitäten“, der „Einzelverse.“ So mannichfaltig die Formen des Originals sein mögen, so schlägt doch der Ton der Betrachtung durch alle hindurch, die Weise Saadis begegnet sich mit der Rückerts in seiner zweiten Periode, und man merkt der Übersetzung an, mit welchem Behagen der Deutsche die eigne Lebensstimmung und Anschauung in den künstlich-zierlichen Wendungen des Persers wiedergefunden hat. Die Absicht Rückerts, auch Saadi bei uns einzuführen, hat der sprachkundige Dichter schon in den letzten vierziger Jahren wieder fallen lassen. Nach dem Vorwort des Herausgebers sind die aus Rückerts chaotischem schriftlichen Nachlaß herausgehobnen Gedichte zum größern Teil seither noch nicht übersetzt; wenn sie also einem und dem andern Leser doch bekannt klingen, so muß er das auf Rechnung ihrer Ähnlichkeit mit andern Gedichten Saadis und der allgemeinen Eigenschaften orientalischer Lyrik setzen. Da gilt eben der Spruch Saadis selbst:

Wie sich einer giebt, mußt du ihn fassen,  
Mußt mit der Gesellschaft stimmen oder sie verlassen.

Ein buntes, in seiner Weise sehr liebenswürdiges und von beweglicher und feinsinniger Anempfindung wie von großem Formtalent zeugendes Büchlein bietet Eduard Duboc (Robert Waldmüller) in seinen Klängen aus der Fremde (Leipzig, H. Haessel, 1893), die nicht sowohl Übersetzungen, als vielmehr Nachdichtungen sind. Der Dichter hat meist nur Motive aus fremder Volksdichtung benutzt, den Grundton den betreffenden Liedern glücklich abgelauscht und sich die Lieder und kleinen epischen Bilder lebendig angeeignet. So finden wir eine größere Gruppe von Gedichten nach litauischen, eine andre nach serbischen, eine dritte nach finnischen Motiven, kleinere Gruppen entstammen esthnischen, bretonischen, polnischen, ungarischen, slawischen (sind die Serben und Polen nicht auch Slawen?) und englischen Vorbildern. In einem hübschen, kleinen Einleitungsgeicht vergleicht er seine „Klänge“ einem buntgeschleckten Kleide, zu dem die Wolle von der Hecke genommen ward:

Man glaubt nicht, wie sie voll von Flocken hängt,  
Wenn sich die Herde dran vorüber drängt,

und in dem Sinne dieser Zeilen reiht er die Gedichte an einander, von denen keins eines poetischen Motivs entbehrt, wenn auch natürlich viele an bekanntes, auch in unsrer Volksdichtung vorhandnes anklängen. Als besonders charakteristisch

erscheinen uns unter den litauischen: „Der Fragehans,“ „Kuxelure,“ „Drei Leidtragende,“ „Die sterbende Braut“ und die humoristischen „Der Hopfen,“ „Die Langschläferin,“ „Belehrt,“ „Ist ein Witwer, der mein Mann soll sein,“ unter den serbischen: „Die Werbung des Zaren,“ „Den MIs Werbung“ (mit „Fatas Antwort“), „Mara,“ unter den finnischen die reizenden: „S' ist eigen,“ „Je nachdem,“ unter den ungarischen: „Im Dorfe.“ Doch sind dergleichen Hervorhebungen dem Leser gegenüber eine Lotterie; wer das inhaltreiche kleine Buch zur Hand nimmt, findet vielleicht an andern Gedichten größeres Wohlgefallen, die Hauptsache ist, daß durch die ganze Sammlung hindurch ein Schatz echter poetischer Motive der vielseitigen poetischen Gewandtheit R. Waldmüllers zur Unterstüzung dient.

Eine noch kleinere Sammlung: Aus allerlei Tonarten, verdeutschte spanische und eigne Lyrik von Otto Braun (Stuttgart, F. G. Cotta, 1893) gehört wegen ihrer einen Hälfte, wo es sich um die formschöne Wiedergabe älterer und neuerer spanischer Gedichte handelt, hierher. Neben Gedichten des Fray Ponce de Leon, des Lope de Vega, Argensola und der heiligen Theresia (von dieser das wundervolle, tiefgläubige, innige Sonnett „In den Kreuzigten“) lernen wir durch Brauns vorzügliche Verdeutschung auch Dichtungen neuerer und zeitgenössischer spanischer Lyriker wie Martinez de la Rosa, José de Espronceda, Breton de los Herreros, Luisa Arroyo, Graf Campo Mang und Manuel del Palacio kennen. Braun hat nur bei besondern Anlässen einzelne Gedichte übersetzt, es sind also meist Perlen spanischer Poesie, um die es sich handelt. Recht wohl in ihrer Haut scheint es auch den neuern Spaniern nicht zu sein, wenn wir nach dem „Fin de Siecle“ des letztgenannten Dichters urteilen dürfen:

So lähmend nicht, so tödlich nicht durchbeben  
Kann mich der ekle Pesthauch einer Pfüge —  
Umsonst, daß ich vor ihrem Gift mich schütze! —  
Als diese Lüfte, die mich hier umschweben.

Die Tugend krank, das Laster frech, voll Leben,  
Toll die Vernunft, bar jeder Lehr und Stütze,  
Und ein Geschlecht ganz ohne Saft und Grütze,  
Dem Niedern und Gemeinen nur ergeben.

Wohl thront der Genius — wie über schmächtig  
Gesträuch empor der Palme Wipfel ragen —  
Auf lichter Höh noch stolz und siegesprächtigt.

Doch ob wir kämpfen oder stumpf verzagen:  
Wir fühlens, daß wir, keines Aufschwungs mächtig,  
Nur Siechtum noch im Geift und Herzen tragen.

Die zweite Hälfte des Bändchens enthält „Cignes,“ wenige, aber vortreffliche Gedichte, die beinahe ein halbes Jahrhundert Leben umfassen und in Ernst und Humor ein echt poetisches Naturell, ein ungewöhnliches Formtalent und feines Sprachgefühl erkennen lassen. Mancher produziert mit weit geringern Eigenschaften Band auf Band, während sich Otto Braun auf eine kleine Auswahl prächtiger Gelegenheitsgedichte (im guten, Goethischen Sinne) beschränkt, die dem weiten Freundeskreise des frühern Leiters der Allgemeinen Zeitung als ein bleibendes Andenken willkommen sein werden.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilt. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig